Erinnerungen an Ibsen.

Von **Peter Nansen.**

Das verunglückte Bankett. — Die Audienz beim König. — Im Verkehr mit Frauen. — Ibsen und die Jugend.

(Schluß.)

Das große Bankett brach an. Es nützt nichts, es sich verhehlen zu wollen: Mißgeschick auf Mißgeschick folgte einander. Dieses Galadiner, worauf so viel Sorgfalt verwendet worden war, das dazu ausersehen war, alle früheren ähnlichen Feste in Kopenhagen an Schönheit und Vornehmheit zu übertreffen, war, gelinde gesagt, etwas verunglückt.

Es begann damit, daß ich um 2 Uhr einen Brief von Professor Kromann erhielt, worin er mir mitteilte, daß er einer Erkrankung wegen die versprochene Festrede nicht halten konnte. Ob ich meinen ehemaligen lieben Repetenten in Philosophie durch die Vermutung beleidigte, daß es das Lampenfieber war, welches ihn krank gemacht hatte? Genug an dem: fünf Stunden vor dem Feste standen wir ohne Festredner da. Man sandte einen Eilboten zu dem berühmten Tischredner Kammerherrn Bille mit der Bitte, gütigst einzuspringen. Unmöglich — in Anbetracht einer so knappen Frist. In der elften Stunde mußten wir von Peter Hansen das Versprechen erflehen, seinen scherzhaften Toast No. 2 in die eigentliche Festrede umzuwandeln. Jedermann begreift, daß diese Aufgabe selbst für einen so geübten Redner wie Hansen nicht ganz leicht war. Und glänzend entledigte er sich ihrer denn in der Tat auch nicht.

Die Gesellschaft versammelte sich. Sie war fulminant. Gesandte, Minister, viele andere ordengeschmückte Notabilitäten, die Blüten dänischer Kunst und Literatur, Damen in schönen Farben und festlichem Dekolleté. Der Tisch sah mit Sindings girlandentragenden Statuetten herrlich aus. Unter den Klängen des Festmarsches wurde Ibsen — mit dem Großkreuz notabene! — auf seinen Ehrenplatz geführt. Ihm zur Seite saßen der Theaterintendant Graf Danneskjold-Samsöe und der Kultusminister Bischof Sthhr.

Die echte Schildkröte wurde im Verein mit einem Glase Old dry Madeira von sehr altem Jahrgang in achtungsvollem Schweigen genossen. Dann erhob sich Professor Hansen. Wir, die wir den Zusammenhang kannten, bemerkten, daß es ihm in dieser kurzen Zeit nicht gelungen war, seine Rede völlig umzuändern. Auf eine für die Uneingeweihten befremdliche Art mischten sich Feierlichkeit und Scherz bunt durcheinander. Die Gäste wurden von einer heiteren Unruhe erfaßt, und der Ernst ging gänzlich verloren, als Professor Hansen in Erinnerung an die schelmische Rede No. 2 Ibsen als eine „first rate" Kraft pries und ihm im Namen der Direktion und der Schauspieler für die vollen Häuser dankte, die er dem Theater verschafft hatte.

Eine sonderbar ernüchterte Stimmung breitete sich unter der Gesellschaft, die ihre Erwartung auf etwas Großes, Pathetisches eingestellt hatte, aus.

Und als Ibsen sich erhob, um zu antworten, begann auch er, der nicht wie Björnson ein Improvisator von Gottes Gnaden war, sondern alles, was er sagen wollte, sorgfältig einstudieren mußte, mit folgenden Worten, die nicht dazu beitrugen, die allgemeine Befremdung zu bannen:

„Professor Hansens Rede hat mich ein wenig desorientiert. Ich bin daher genötigt zu improvisieren." Mit anderen Worten — er strich die festliche Rede, die er sich zurecht gelegt hatte. Statt dessen bekam man einige nicht ganz klar verständliche Sätze zu hören über Dänemark, das sonnige Land, wenn man durch einen Tunnel gereist ist, und ein paar mystische Worte über 1864. Dann kam also Pietro Krohns und mein Protegé, der Dichter Sophus Schandorph, an die Reihe. Er stellte sich hinter Ibsens Stuhl, den einen Arm um den Grafen Danneskjold-Samsöe, den anderen um Bischof Sthhrs Schulter geschlungen. Ich weiß nicht, welcher von den beiden mehr „desorientiert" aussah. Es war unmöglich, Schandorph böse zu sein, aber Glück als Festredner hatte er diesen Abend entschieden nicht. Und die Gesellschaft, die sich nach einer Auflösung ihrer etwas unsicheren Stimmung sehnte, begann hellauf zu lachen und Zwischenrufe einzustreuen. Worauf Schandorph, Bischof Sthhr zärtlich an sich gedrückt, den Festgästen zudonnerte:

„Wollt Ihr gefälligst den Rand halten, so lange ich spreche?" Unleugbar, das Fest war im Begriff, sich in ein Chaos aufzulösen. Die Drachman-Kantate und die Rezitationen verbreiteten wohl für einige Augenblicke Weihe. Aber Pietro Krohn und mir, die wir uns bescheiden an das unterste Ende des Tisches gesetzt hatten, war nicht sehr behaglich zumute. In unserer Nähe saßen zwei vortreffliche Redner, die damals jedoch noch zu jung waren, um mit offiziellen Aufgaben betraut zu werden: die beiden Literaturhistoriker Professor Wilhelm Andersen und Doktor Poul Levin. Um uns zu Hilfe zu kommen, sprangen sie jetzt einer nach dem andern ein, und endlich bekam man die Worte zu hören, die gesagt werden mußten. Sie retteten, was zu retten war, aber die Tischzeit war beinahe vorüber.

Und nun zeigte es sich, daß wir — Heene mit inbegriffen — einen Kapitalfehler begangen hatten; mindestens die Hälfte der Gäste fand, daß es ein sehr mageres Diner war, das ihnen für ihre 25 Kronen vorgesetzt wurde. Nur sehr wenige verstanden, wie fein es war, um diese Jahreszeit Stangenspargel und junge Enten zu essen. Rings um uns hörten wir zu unserem Schreck, daß das ein Skandal wäre: 25 Kronen und keiner wäre satt! Ein solides Rindsfilet oder dergleichen hätte gefehlt.

Heene kam tief betrübt zu mir und sagte:

„Es wäre besser gewesen, wenn wir 12 Kronen gerechnet und ihnen ein Fischgericht, einen Rinderbraten, Käse und Eis serviert hätten. Das sind sie gewöhnt und damit wären sie zufrieden gewesen."

Den nächsten Tag schmähten sogar mehrere Blätter über das karge Menü. Heene war verzweifelt. Schade, daß er Kopenhagen bald wieder verließ. Er wäre freudig überrascht, wenn er jetzt herkäme und sehen könnte, wie man es bei uns gelernt hat, im Januar Lamm zu essen, und daß sogar eine Konfirmandin über Dosenkaviar die Nase rümpft! Er war hier ein Pionier und fiel auf der Schanze mit einem Tranchiermesser in seinem wackeren Herzen.

Die Tafel wurde aufgehoben. Ibsen schritt, von seinen vornehmen Tischherren eskortiert, durch den Saal. Da geschah es, daß der lebensfrohe, aber ganz formlose Maler Thorvald Niß ihm in überströmender Begeisterung entgegenkam, ihn umarmte, treuherzig schüttelte und rief: „Donnerwetter, bist du ein Kerl! Dank für alles, alter Bursche!"

Ibsen ging der Sinn für derlei Naturexplosionen völlig ab. Starr vor Schreck streckte er abwehrend die Hände aus und sagte: „Nehmen Sie doch den Mann fort!"

Einigen handfesten Freunden von Niß gelang es, Niß von Ibsen loszulösen. Allein Niß war über Ibsens Kühle tief enttäuscht.

Der alte Dichter war ein wenig ermüdet. Eine Weile mußte er indes noch standhalten.

Unter anderm hatte ich es übernommen, ihm einige junge Schriftsteller vorzustellen. In einem der Säle, wo der Kaffee serviert wurde, saß Ibsen auf einem Stuhl und die jungen dänischen Dichter traten der Reihe nach vor das Angesicht des Meisters. Ibsen war liebenswürdig und hatte für jeden von ihnen ein gutes Wort. Zuweilen war es gar nicht so übel, was er ihnen sagte. Aber einen kleinen Chok verursachte es doch, als ich Sven Lange vorstellte: „Ich weiß nicht, Dr. Ibsen, ob Sie Sven Lange kennen?"

„Sven Lange", sagte Ibsen und sah ihn ungeheuer wohlwollend mit seinem guten Auge an — der Bildhauer Sinding hatte herausgefunden, daß Ibsen ein böses Auge hätte und eines, das von Güte strahlte — wie sollte ich nicht Sven Lange kennen — Dänemarks Scribe!" Es fiel Lange nicht leicht, sein verbindliches Lächeln zu bewahren, und ich wagte kaum, ihm ins Gesicht zu sehen.

Auf einmal war Ibsen verschwunden. Müde der vielen Menschen, hatte er sich ganz still zurückgezogen. Allein oben in seinen Zimmern zeigte er sich den wenigen, die er zu einem Abendpunsch eingeladen hatte, viel ungezwungener.

Der folgende Tag — der dritte Festtag — war dem Weiblichen Lesevereinn und dem Studentenverein gewidmet. Keine dieser beiden Veranstaltungen zeichnete sich durch irgendein bemerkenswertes Ereignis aus, es wäre denn, daß Ibsen abends im Studentenverein plötzlich verschwunden war, ohne Höffdings Rede erwidert zu haben. Das war begreiflicherweise eine Enttäuschung für die jungen Leute, in Wahrheit aber durfte man es dem alten Manne nicht verargen, wenn er, der an ein ganz stilles regelmäßiges Leben gewohnt war, nicht allen Anforderungen gerecht werden konnte, die diese Festwoche an ihn stellte. Vormittags war er zur Audienz beim König gewesen, um für das Großkreuz zu danken.

Ibsen hatte sich über die besonders liebenswürdige schlichte Aufnahme, die ihm dabei zuteil wurde, außerordentlich gefreut. Großen Eindruck hatte es auf ihn gemacht, daß der alte König, nachdem er eine Weile mit ihm geplaudert, gesagt hatte: „Meine Töchter, die Kaiserin von Rußland und die Prinzessin von Wales, möchten sich gern erlauben, Sie zu begrüßen," worauf die beiden Fürstinnen herein kamen und mit dem berühmten Dichter einige verbindliche Worte wechselten.

Für denjenigen, der nicht bedenkt, wie fern jeder Ruhmentfaltung Ibsens tägliches Leben verlief, mag es sonderbar klingen, daß er vor dieser Audienz überaus nervös gewesen war. Eine drollige und zweifellos wahrheitsgetreue Anekdote legte davon Zeugnis ab: Kurze Zeit nachher war der ehemalige Landtagspräsident Högsbro in Audienz beim König, um ihm für eine Auszeichnung zu danken. Der König fragte, wie es ihm ginge, und Högsbro erwiderte: „Ach, Majestät, man merkt, daß man alt wird."

„Sie dürfen noch nicht von Alter sprechen," antwortete der König, „ich bin doch nicht viel älter als Sie. Und ich merke eigentlich nichts von Schwäche. Neulich, als Henrik Ibsen bei mir war, war ich sogar ganz stolz. Er ist doch erst siebzig Jahre alt, und ich bin um zehn Jahre älter. Anfangs dachte ich, es wird gewiß nicht leicht sein, mit einem solchen Genie zu sprechen — was soll man ihm eigentlich sagen? Aber ich muß ehrlich gestehen, ich glaube, er machte einen viel greisenhafteren Eindruck als ich — er war wirklich sehr verlegen und unbeholfen. Ich mußte ihm in der Konversation die ganze Zeit beispringen."

Ebenso verlegen wie Ibsen während einer Audienz bei den höchsten Herrschaften war, konnte er sein, wenn junge Damen ihn entweder in neugieriger Zudringlichkeit oder wirklicher Bewunderung aufsuchten und ihm Blumen brachten. Vom Nebenzimmer aus, wohin ich mich diskret zurückgezogen hatte, hatte ich einmal Gelegenheit, eine solche Szene zu beobachten.

Eine wirklich reizende junge Dame wurde gemeldet. Sie brachte einen Strauß herrlicher Rosen.

Der Kellner öffnete ihr die Tür. Ungeheuer formell, mit seinem ernstesten Gesicht, kam Ibsen ihr entgegen:

„Sie wünschen, mein Fräulein?" fragte er.

Ganz verwirrt, blutrot, streckte sie ihm die Blumen hin:

„Ach, Herr Doktor, ich wollte so gern ...Herr Doktor, nur diese Blumen, wenn Sie gestatten..." Damit stadte sie und legte die Blumen schleunigst auf ein Tischchen.

Ibsen wollte sehr freundlich sein und sagte:

„Aber das ist ja sehr nett von Ihnen — Sie wollten mir Blumen bringen. Ich danke Ihnen vielmals. Bitte, setzen Sie sich, Fräulein..."

Ganz konsterniert setzte sich das junge Mädchen wie auf Kommando auf die äußerste Kante eines Stuhles und blieb stumm sitzen. Gegenüber, an der andern Seite des Tisches saß Ibsen ebenso stumm. Peinliche Sekunden verstrichen. Dann sagte Ibsen:

„Sie wollten mir also Blumen bringen? Wie nett von Ihnen. Die Damen in Dänemark sind so nett."

„Ach, Herr Doktor, Herr Doktor..." Weiter kam das junge Ding nicht.

Da Ibsen nichts mehr zu sagen wußte, stand er auf. Flugs folgte sie seinem Beispiel. Und während er sie förmlich zur Tür hindrängte, wiederholte er riesig sanft und zärtlich:

„Ich danke Ihnen sehr, Fräulein, das war wirklich sehr nett von Ihnen."

Als sie draußen war, sagte er zu mir: „Wie lieb doch die jungen Kopenhagenerinnen sind!"

Ich aber mußte daran denken, wie wohl Björnson oder Drachman sich an seiner Stelle benommen hätten. Mit dem Recht, das das Alter verleiht, hätte jeder von beiden das kleine Mädel wohl beim Kopf genommen, ihm einen Kuß auf Wange oder Stirn gedrückt und in ungalant verliebter Weise mit ihm gescherzt. Ibsen indes fiel es immer so schwer, seiner Verlegenheit Herr zu werden. Er befand sich gleichsam immer in zugeknöpfter Redingote. Selten, daß er sich frei fühlte und mit einer jungen Dame wirklich ungezwungen plaudern konnte. Dann aber vermochte er auch amüsante und phantastische Dinge zu sagen, ihr zu erzählen, was er wohl täte, wenn er sich einmal von seinen Dichterträumen losreißen könnte und viel, viel Geld zur Verfügung hätte. Dann wollte er sich zum Beispiel das feinste Schiff auf der Welt kaufen, die beste Zigeunerkapelle anwerben und mit wenigen guten Freunden und den allerschönsten jungen Frauen nach der herrlichsten Insel in den Tropen fahren.

Aber davon wird einmal die Dame, der er halb spöttisch, halb sentimental seine Sehnsucht und seine Phantasien anvertraut hatte, wohl schöner und besser erzählen als ich.

Die letzte öffentliche Feier war die Festvorstellung im Dagmar-Theater. Wider alles Erwarten wurde gerade dieser Abend der Clou der ganzen Ibsen-Woche.

Im Gegensatz zum Königlichen Theater hatte sich das Dagmar-Theater einer großen neuen Aufgabe unterzogen: Es hatte „Brand" einstudiert. Martinius Nielsen, Direktor und zugleich Schauspieler, dessen Manieriertheit viele abstieß, spielte selbst die Titelrolle. Es wäre sonst auch niemand dagewesen, der diese Riesenrolle zu bewältigen imstande war. Etwas skeptisch fand man sich ein, Ibsen im vorhinein bemitleidend: Wie sollte er diese vier bis fünf Stunden überdauern?

Allein Martinius Nielsen hatte wirklich etwas von dem Stoff, der zu einem bedeutenden Schauspieler gehört. Vor allem eine gewaltige Energie und einen mächtigen Fanatismus. Schon früher hatte er gerade in großen langdauernden Vorstellungen gesiegt.

Anfangs lächelte man über sein rollendes eintöniges Pathos, allmälig aber wurde man davon hypnotisiert, und je weiter er kam, desto stärker wurde sein Spiel. Müdigkeit und Erschlaffung kannte er nicht.

Außerdem war er Grandseigneur und verstand es zum Unterschied vom königlichen Theater, Feste zu geben. Ibsen saß in der mit herrlichen Blumen geschmückten königlichen Loge, und in dem Gemach, das zur Loge führte, stand ein Erfrischungstisch mit allen erdenklichen Genüssen: köstliche kalte Speisen, Champagner, Bier, Whisky, Liköre, Kaffee, kurz alles, was eine verfeinerte kulinarische Phantasie zu ersinnen vermag. Und Blumen in Menge.

Eine begeisterte, verschwenderische Jugend war es, die den alten Mann feiern wollte. Und siehe da, Ibsen, der während der offiziellen Vornehmheit im königlichen Theater halb eingeschlafen war, fühlte sich im Dagmar-Theater allem Anschein nach kreuzwohl. Es war etwas Neues, Ungewohntes, das ihm von der Bühne herab und aus der Festloge entgegenstrahlte. Angefeuert von Martinius Nielsen spielten die Schauspieler d'rauf los. Nicht alles war vortrefflich — aber es war jedenfalls jung.

Und man hatte auf die gastfreieste Weise dafür gesorgt, daß der alte Herr es gemütlich haben sollte.

Schon nach Verlauf weniger Szenen begann man den Erfolg zu wittern. Ibsen selbst gab das Signal zu demonstrativem Beifall, und die Stimmung stieg von Akt zu Akt auf der Bühne, ebenso wie im Zuschauerraum und in der Dichterloge.

Ohne ein Spur von Müdigkeit hielt Ibsen den langen Abend aus, und der Abend endete mit wilden stürmischen Ovationen, die Ibsen selber anleitete, bis die Ovationen sich gegen ihn selbst kehrten. Da endlich bekam Kopenhagen Ibsen als fröhlichen Jubilar zu sehen. Auch noch nach der Vorstellung hielt er aus, zwei Stunden lang auf einem Fest mit Martinius Nielsen und den anderen Mitspielenden. Diesen Abend brauchte er nicht zu Fuß zurück in sein Hotel zu gehen. Umwogt von den Hurrarufen echter Begeisterung fuhr er heim in dem fernsten Wagen der Stadt.

So fanden sich endlich das bewunderte Genie der jungen Generation und die Kopenhagener Künstlerjugend in einer festlichen Bacchantenstimmung.

Die Geisteskultur Finnlands.

Von **Johannes Gehquist.**

Zwei Strömen ist das geistige Leben Finnlands vergleichbar, die nebeneinander fließen, ohne ihre Gewässer zu vermischen, um schließlich in demselben großen Meer gemeinsamen Vaterlandsempfindens zu münden. Der eine Strom, die schwedische Kultur tragend, wird von Quellen gespeist, die zum Teil außerhalb der Grenzen der engeren Heimat entspringen. Seine Fluten, die nicht in überschäumender Fülle dahinbrausen, sind von kristallklarer Reinheit und werden von kunstvoller Hand durch festgefügte Quadern gebändigt. Der andere, das geistige Bild der finnischen Urbewohner des Landes widerspiegelnd, strömt Jahrhunderte lang im Dunkeln, vergessen und ungekannt, bis plötzlich ein kühner Entdecker das ihn verhüllende Dickicht lichtet und den staunenden Zeitgenossen seine ungewohnte Tiefe und seinen Reichtum aufdeckt.

Welche Verhältnisse, welche Sitten, welche Ordnung unter den Ureinwohnern Finnlands zu jener Zeit herrschten, als die Schweden im 12. Jahrhundert die Eroberung des Landes begannen, ist nicht bekannt. Man weiß nur, daß seine Bewohner Heiden waren. Neben dem Christentum brachten die Schweden auch die Rechtsordnung ihres Vaterlandes über das Bottnische Meer und organisierten die Verwaltung des eroberten Landes nach dem Vorbilde ihrer Heimat. Siebenhundert Jahre waren sie Herren im Lande, ohne jedoch Unterdrücker zu sein. Die soziale und politische Freiheit Schwedens kam auch Finnland zugute, und es genoß — seit 1581 als besonderes Großfürstentum — dieselben Rechte, die den übrigen Teilen des schwedischen Reiches zukamen.

Die völkische Eigenart der Bewohner blieb unangetastet, nie wurde ein Versuch gemacht, sie sprachlich-nationalistisch zum „Schwedentum" zu bekehren. Hierzu lag auch insofern kein Anlaß vor, als die finnisch redende Bevölkerung infolge des großen Bildungsunterschiedes dem schwedischen Element niemals seine soziale Vormachtstellung streitig machte, sondern es als selbstverständlich betrachtete, daß jeder, der zur Bildung drängte, zunächst schwedisch lernen mußte.

Die Folge dieser friedlichen Entwicklung war, daß schwedisch nicht nur die Sprache der Verwaltung, sondern auch die Muttersprache der ganzen gebildeten Klasse wurde. Es ist eine ebenso eigentümliche wie interessante Erscheinung, daß diese Tatsache dem demokratischen Geist, der vom Mutterlande her auch die herrschenden Klassen in Finnland durchdrang, keinen Abbruch tat. Hierzu trug wohl auch der Umstand bei, daß bei der Jahrhunderte alten ständischen Verfassungsform die Bauern als Reichsstand politisch den übrigen Ständen an Macht und Ansehen durchaus gleichstanden. So war es auch ganz selbstverständlich, daß 1809, als Finnland als autonomes Staatswesen mit Rußland vereinigt ward, der finnische Bauer als rechtmäßiger Erbe die politischen Rechte und Privilegien des freien und selbständigen Bauernstandes Schwedens übernahm.

Hätte das Volk die ihm von Alexander I. verliehene Verfassung gleich gesetzgeberisch betätigen können, dann wäre das Nationalbewußtsein der finnischen Bevölkerung ohne Zweifel viel eher nach der Trennung von Schweden erwacht, als dies tatsächlich der Fall war. Alexander ließ es aber bei der Proklamierung eines finnländischen Staates bewenden, und unter seinem reaktionären Nachfolger Nikolaus I. blieb das großmütige Geschenk ebenso unbenutzt liegen, und die Finnländer konnten sich glücklich schätzen, daß ihnen wenigstens nichts davon wieder zurückgenommen wurde.

Es blieb infolgedessen zunächst politisch wie sozial im Grunde beim alten: in Verwaltung und Gesetzgebung, in Wissenschaft und Literatur war das Schwedische nach wie vor das einzige Verständigungsmittel und der einzige Kulturträger. Naturgemäß traten also auch die ersten Regungen eines selbständigen geistigen Lebens nach der Trennung vom Mutterlande in schwedischem Gewande zutage. Aber schon aus diesen ersten Erscheinungen einer eigenen finnländischen Literatur spricht ein neuer, bisher unbekannter Ton: die Liebe zu der engeren Heimat und ihrer Natur, noch mehr: zu ihrem ursprünglichen Volk, den finnischen Brüdern.

Bei Frans Michael Franzén (1772 bis 1847), der allerdings schon 1811 für immer nach Schweden übersiedelte, aber von den Finnländern mit Recht als der erste bedeutende finnländische Dichter schwedischer Zunge in Anspruch genommen wird, findet diese Vaterlandsliebe in seiner Ballade vom alten Karoliner zum erstenmal einen beredten Ausdruck. Noch kräftiger und bewußter bricht sie hervor in dem Gedicht „Das finnische Heimatland" von Johan Gabriel Linsén (1785 bis 1848), das die bürgerliche Freiheit und die Religion als die schönsten Erbschaften von Schweden preist, zugleich aber von einer innigen Liebe zum finnischen Volk getragen ist.

Es ist eine oft beobachtete Erscheinung, daß der geistige Boden eines Volkes, der lange Zeit kulturell brach gelegen, wenn der Augenblick der Erfüllung gekommen, gleichzeitig eine unerwartet reiche Saat an geistigen Kräften emporschießen läßt. So traten auch nun in Finnland, unter Einwirkung des neuerwachenden Nationalbewußtseins, zu gleicher Zeit eine ganze Reihe von außergewöhnlichen Männern in die Oeffentlichkeit, die bestimmt waren, in den nächsten Jahrzehnten dem geistigen Leben Finnlands ihr Gepräge zu verleihen. Sie waren fast sämtlich in demselben Jahr geboren. In Åbo, der alten Haupt- und Universitätsstadt Finnlands, fanden sie sich. In Helsingfors, der neuen Hauptstadt, in die nach dem verheerenden Brande von Åbo im Jahre 1827 auch die Hochschule verlegt ward, trennten sich allerdings ihre Wege, indem jeder von ihnen in die ihm gemäße Wirkungsbahn gelenkt wurde — Politik, Kunst, Volksdichtung, Kritik —, aber in der Kulturgeschichte Finnlands bleiben ihre Namen als die der ersten geistigen Führer des Volkes untrennbar miteinander verknüpft.

Was diese Männer zunächst verband, war das Interesse für die Dichtkunst, und zwar, da sie unmittelbar in der schwedischen Bildung wurzelten, für die Dichtkunst des alten Mutterlandes. Der Mann in diesem Kreise, dem es beschieden war, in seiner schwedischen Muttersprache eine eigene nationale finnländische Dichtkunst zu schaffen, die seinen Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes trug, war Johan Ludvig Runeberg (1804 bis 1877). Er war in einer rein schwedischen Küstengegend am Bottnischen Meer geboren und lernte nie die Sprache der Urbevölkerung des Landes sprechen. Aber die im Lande übliche einfache Lebensweise brachte es mit sich, daß auch der Gebildete in nahe Berührung mit dem Volk kam, und der junge Dichter wurde bald mit der Denkweise, dem Wesen und den Anschauungen des Volkes selbst innig vertraut. Schon in einigen seiner ersten Dichtungen zeichnete er ein so lebendiges und unverfälschtes Bild desselben, daß das schwedische Gewand den Eindruck des Eigen-Nationalen nicht zu beeinträchtigen imstande war, geschweige denn als etwas Fremdes empfunden wurde.

Als er 1839 den großen Preis der schwedischen Akademie erhielt und durch Xavier Marmiers Abhandlung über die nordische Literatur, die ihn neben Oehlenschläger und Tegnér als einen der drei großen Dichter des Nordens gepriesen hatte, zu europäischem Ruhm gelangte, hatte er noch nicht das Werk begonnen, das vor allen seinen Namen für alle Zeiten als den eines originalen Genies bewahren wird: „Die Erzählungen des Fähnrichs Stål". Die zwei Bändchen erschienen 1848 und 1860 und enthalten insgesamt vierunddreißig Gedichte, an ihrer Spitze das in der Vertonung von Fredrik Pacius zur finnländischen Nationalhymne gewordene „Unser Land". Diese zum Teil lyrisch empfindungsvollen, zum Teil dramatisch zugespitzten Balladen, Romanzen und epischen Gesänge geben jedes ein selbständig abgeschlossenes Charakterbild für sich, in ihrem stofflichen Zusammenhang aber ein heroisch-vaterländisches Gesamtbild des schicksalsschweren Kampfes, durch den Finnland 1809 Schweden entrissen ward.

Durch seine maßvolle Objektivität, die heitere Ruhe, die Idealität der Weltanschauung und die kristallklare Durchsichtigkeit und Abgeschliffenheit der Form erscheint Runeberg als der Klassiker der finnländischen Literatur. Als solcher blieb er allein, unnachahmbar und ohne Nachfolge. Sein neun Jahre jüngerer Zeitgenosse Zacharias Topelius (1818 bis 1898) ist im Gegensatz zu ihm Vollblutromantiker, in der Form geschmeidiger, farbenreicher und von größerem Wohllaut, aber auch weicher, ja, verschwommener und unklarer, eine durchaus feminine Begabung neben dem ausgeprägt männlichen Geist Runebergs. Trotzdem kann auch Topelius in seiner Art eine gewisse Klassizität beanspruchen. Sein langes und fruchtbares Dichterleben ist von einer seltenen Einheitlichkeit und kampflosen Harmonie. Die einzig künstlerische Entwicklung von Belang, die es aufweist, ist religiöse Vertiefung und Verinnerlichung. Im wesentlichen findet er den ihm eigenen Ton und die Sicherheit der Form bereits in seinem ersten Gedichtbuch von 1848; und in seiner letzten Lyrik von 1889 klingt dieser Ton, wenn auch in gedankenreiche Symbolik des Alters verhüllt, doch mehr oder weniger unverändert aus. In Topelius vereinen sich in seltener Weise die Gabe des Lyrikers mit der des Epikers. Er ist der erste wirkliche Fabulierer in der finnländischen Literatur, und als Erzähler hat er nicht geringere Volkstümlichkeit errungen denn als Lyriker. Von seinen Prosawerken hat vor allem der große historische Romanzyklus „Die Erzählungen des Feldschers" auch außerhalb der Grenzen Finnlands eine verdiente Beachtung und Verbreitung gefunden.

Zu demselben Kreise junger Akademiker, aus dem Runeberg hervorging, gehörten auch die beiden Männer, denen die finnisch-sprachliche Poesie und Geisteskultur ihr Dasein verdankt. Elias Lönnrot (1802 bis 1883) und Johan Vilhelm Snellman (1806 bis 1881) waren zwar keine Dichter, aber ihr Lebenswerk trug unvergängliche Früchte für das finnische Schrifttum. Wie bereits eingangs erwähnt, war das Finnische noch weit in das 19. Jahrhundert hinein ausschließlich Sprache des Volkes, nicht die der Gebildeten. Schriftsprache war es allerdings schon seit 1548 gewesen, wo der Bischof Michael Agricola (1508 bis 1557) das Neue Testament und Teile des Alten Testaments übersetzt und andere Schriften religiösen Inhalts herausgegeben hatte. Das einzige, was außer diesen Büchern in finnischer Sprache gedruckt worden war, beschränkte sich jedoch auf Gesetztexte, Volksschriften praktischen Inhalts, einzelne poetische Ergüsse populärer Art und schließlich ein paar Heftchen epischer Gesänge, die der Vater des Dichters Zacharias Topelius nach alten Volkssängern im russischen Karelien aufgezeichnet hatte.

Diese kleinen Heftchen veranlaßten Elias Lönnrot, der als Arzt im Innern Finnlands wirkte, den Spuren der in ihnen enthaltenen Volkspoesie weiter nachzugehen. Er begann seine einsamen Wanderungen in den ostfinnischen Einöden und brachte binnen kurzem eine Sammlung Lieder heim, die er unter dem Titel „Kantele" herausgab. Mit freudigem Staunen begrüßten die Kenner und Förderer der finnischen Sprache, die sich 1831 zu einer „Finnischen Literaturgesellschaft" zusammengetan hatten, diese Entdeckung. Noch größer war die Begeisterung, als Lönnrot, der nun seine Forschungen in weiterem Umfange betreiben konnte, in den epischen Teilen der Gesänge einen Zusammenhang entdeckte, der es ihm ermöglichte, aus dem gesammelten Material ein Volksepos zusammenzustellen, das er nach der Heimat der Helden Kaleva „Kalevala" benannte und 1835 herausgab. Nach vierzehnjährigem weiteren Sammeln erschien das vervollständigte Werk 1849 in der noch heute vorliegenden Gestalt in 50 Gesängen oder Runen, insgesamt 22,800 alliterierende Verse umfassend, deren achtfüßiges Metrum aus vier Trochäen besteht.

Dieses Werk ward für das finnische Volk zu einer Offenbarung von ungeheurer Bedeutung. Man wußte, daß es eine Volkspoesie gab, aber man hatte sie ausschließlich für lyrisch gehalten. Nun erhielt ein Volk mit dunkler, ungeschriebener Geschichte plötzlich eine poetisch verklärte, selbständige Vorzeit und mit ihr den Glauben an eine Zukunft. Die Gesänge stammen aus den dem Christentum nächstvorhergehenden Jahrhunderten und ruhen hauptsächlich auf mythischem Grund. Sie geben aber trotzdem nicht nur ein vollständiges Bild der religiösen und idealen Weltanschauung der alten Finnen, sondern auch von ihrem öffentlichen und häuslichen Leben, von der Natur und Beschaffenheit des Landes, ja, von der ganzen Fauna und Flora desselben.

Man hat dieses Volksepos mit Homer, der Edda, den Nibelungen verglichen. An Kraft und Anschaulichkeit reicht es an die besten Teile dieser Volksschöpfungen heran, ja übertrifft sie vielleicht in schlichter Ursprünglichkeit. Neben Homer ist das Kalevala arm an Einzelheiten in der Schilderung von Geschehnissen; in der Charakteristik der Personen steht sie höher: sie gibt nie allgemeine Typen, sondern stets allseitig individualisierte Gestalten. Selten und kurz werden Kampf und Blutvergießen geschildert, mit liebevoller Vertiefung dagegen innige Gefühlsstimmungen, am schönsten und ausführlichsten der heimische Herd und das häusliche Leben. Die Helden vollführen ihre Großtaten öfter mit der Macht des Wortes und des Gesangs als mit der des Schwertes. Der Weise ist der Besitzer der „Ursprungsworte" und beherrscht durch sie alle Dinge.

Noch ehe die zweite und endgültige Ausgabe des Kalevala erschien, hatte Lönnrot eine reiche Beute lyrischer und anderer Volksliteratur gesammelt. 1840 veröffentlichte er unter dem Titel „Kanteletar" 21,000 Verse lyrischer Gedichte, Balladen und Romanzen; auch diese Sammlung gibt ein reiches Bild des Kulturlebens der Altfinnen. Wie in der finnländischen Landschaft ist auch in dieser Poesie Melancholie und Wehmut der Grundton, Resignation ihr Schlußakkord. Kennzeichnend für Stimmung und Inhalt ist das Gedicht, das Lönnrot an die Spitze seiner Sammlung stellte:

Wahrheit reden die wogi nimmer,
schmieden Lüge nur und Dichtung,
die vom Saitenspiele sagen,
von der Kantele herkünden,
daß der hohe Wäinämöinen
sie gebildet und erschaffen
aus des großen Hechtes Schulter,
aus des Seehunds breitem Kiefer.
Trauer ist des Spieles Mutter,
Kummer nur hat es erschaffen;
Not zeit schnitzte das Gehäuse,
Unglück trug herbei das Stammholz,
Sorgen zwirbelten die Saiten,
Mißgeschick die Schrauben drehte:
darum kann in heitern Tönen
nie die Kantele erklingen,
nie das Saitenspiel in Freude,
nie in Fröhlichkeit erzittern,
weil aus Trauer es gezimmert,
weil aus Kummer es geboren.

Gleichzeitig kämpfte Johan Vilhelm Snellman politisch-journalistisch unter dem schwersten Drucke der Zensur für die Rechte der finnischen Sprache und des finnischen Volkstums. Die Wirkungen der Arbeit dieser beiden Männer auf das zeitgenössische Schrifttum in finnischer Sprache ließen nicht lange auf sich warten. Es traten zunächst Dichter aus dem Volke selbst auf, die sich in der Form an die alte Volksdichtung anlehnten. Eine um die Mitte des Jahrhunderts erschienene Anthologie enthält die Dichtungen von achtzehn solcher Volksdichter, unter denen Paavo Korhonen (1775 bis 1840) der älteste und bedeutendste ist. Sie klingen wie ein schwaches Echo der alten Volksdichtung und wurden nur mündlich oder in Abschriften unter dem Volk verbreitet. Mit dem Auftreten der Druckpresse starb diese Literatur rasch dahin.

Gleichzeitig begannen in finnischer Sprache auch Schriftsteller aufzutreten, die ihre Eingebungen in modernerem Gewand kleideten. Dieser Literatur wurde jedoch in unerwarteter Weise durch eine unglaubliche Maßregel der hochbureaukratischen Regierung für anderthalb Jahrzehnte jede Daseinsmöglichkeit abgeschnitten. In der Befürchtung, daß die Förderung einer finnischen Schriftsprache demokratischen oder gar demagogischen Umtrieben Vorschub leisten könnte, ward durch eine Verordnung von 1850 verboten, in finnischer Sprache irgend etwas anderes zu veröffentlichen als Schriften religiösen oder praktisch-wirtschaftlichen Inhalts. Erst 1863 wurde dieses sinnlose Verbot aufgehoben. Es war das Jahr der politischen Wiedergeburt Finnlands.

Der rapide Aufschwung, der nun auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet erfolgte, kam naturgemäß auch der Geisteskultur des Volkes zugute, und zwar nicht nur dem schwedischsprachlichen sondern vor allem dem finnischsprachlichen Schrifttum. Eine Darstellung der jüngsten zweisprachigen Literatur Finnlands liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes. Hier soll nur in Kürze der weitere Verlauf jener zwei Ströme angedeutet werden, in denen sich die Geisteskultur Finnlands bewegt. Es war nur eine natürliche geschichtliche Erscheinung daß die Propaganda für eine nationale finnische Kultur zu einem Sprachenkampf führte, der eine zeitlang, besonders in den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts, sehr scharfe gegen das Schwedentum gerichtete Formen annahm und eine unheilvolle Spaltung im gesamten Kulturleben des Volkes herbeizuführen drohte. Diese Gegensätze haben sich indessen allmählich gemildert, und insbesondere hat die seit der Jahrhundertwende einsetzende russische Unterdrückungspolitik eine versöhnliche Annäherung und Verständigung unter den „Fennomanen" und „Svekomanen" zur Folge gehabt. Die Ziele der letzteren bestehen nicht in einer Rückkehr zum alten Mutterlande, sondern darin, die durch die schwedische Sprache und Kultur geschaffenen nationalen Werte lebendig zu erhalten. Ihre Daseinsberechtigung finden diese Bestrebungen in dem Vorhandensein einer bodenständigen schwedischen Bauernbevölkerung, vor allem an der Süd- und Westküste, die, wenn sie auch nur ein Achtel der Gesamtbevölkerung des Landes ausmacht, in ihrer in gesunden Ueberlieferungen wurzelnden Lebensfähigkeit und Tüchtigkeit noch für unabsehbare Zeit eine nicht zu unterschätzende Quelle sein wird, aus der auch derjenige Teil der gebildeten Klasse, der nach und nach die finnische Sprache annimmt, seine besten Kräfte schöpft.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft haben sich die sprachlichen Gegensätze, wie das natürlich ist